

Ersteinst täglich
nachmittags 4 Uhr mit
Wohnzettel der Tage nach Sonn-
und Feiertagen.
Abonnementspreis
monatl. 50 Pf., vierteljährl. 1.50 Mk.
Postnumerando bei freier Zustellung.
Durch die Post bezogen 1.65 Mk.
Postzeitungsliste 6266, Nachtzug VII.

Volksblatt

Insertionsgebühren
betragt für die 4 gespaltenen
Zeilen über deren Raum 15 Pf.;
für Vereins- und Bekanntmachungs-
anzeigen 10 Pf.

Inserate für die 18tägige Nummer
müssen spätestens bis vormittags
10 Uhr in der Expedition aufge-
geben sein.

für Halle und den Saalkreis.

Organ zur Wahrung der Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Redaktion und Expedition: Geißstraße 24, 2. Hof II.
Telegraphen-Adresse: Volksblatt, Hallestadt.

№ 213.

Halle a. S., Mittwoch den 10. Dezember 1890.

1. Jahrg.

Die Heilung der Schwindsucht und die Sozialdemokratie.

Was haben die beiden miteinander zu schaffen? fragt der geneigte Leser. O, sehr viel. In einem sozialdemokratisch organisierten Gemeinwesen hätte diese epochenmachende segensreiche Entdeckung niemals gemacht werden können. Wenn's nicht glaubt, zählt einen Thaler. Aber warum denn nicht? Nun, wir gestehen, daß wir mit dem Aufgebot allen Scharfsinns nicht darauf gekommen wären, wenn uns nicht die „Deutsche Arbeiterzeitung“ darüber belehrt hätte. Die „Deutsche Arbeiterzeitung“ ist nämlich ein Berliner Blatt, welches sozialpolitische Bauernsängerei treibt, indem es unter der Maske der Arbeiterfreundlichkeit nationalliberale Sozialpolitik betreibt, d. h. die Geschäfte des Kapitals besorgt, indem es den Arbeitern Sand in die Augen streut, resp. zu streuen sich bemüht. Denn dieser Sand ist so großkörnig, daß kein verständiger Arbeiter sich solchen in die Augen streuen läßt. Das Blatt gehört in die Kategorie jener Blätter, die an das Wärelein vom Wolf und den sieben Gänslein erinnern, wo sich nämlich der Wolf als Gais markierte, damit ihm die jungen Gänslein in Abwesenheit der alten Gais die Stallthüre öffnen. Nun, die klassebewußten Arbeiter haben sich bisher klüger gezeigt, als die jungen Gänslein, sie haben dem Wolf des Kapitalismus nicht geöffnet, er mochte seine Maske aus dem nationalliberalen oder dem ultramontanen oder dem christlich-sozialen Maskenlager beziehen.

Doch zur Sache und lassen wir die „Arbeiterzeitung“ ihren Blödsinn in ihrem eigenen Jargon vortragen: „Man beantworte man sich einmal die Frage: wie hätte sich diese Entdeckung etwa im sozialdemokratischen Zukunftsstaat vollziehen sollen. Ein Mann, sagen wir Bebel oder Liebknecht, hat die Aufgabe, jedem sein Arbeitspensum zuzuwenden. Wem überträgt er nun die Aufgabe, ein Mittel zur Heilung der Schwindsucht zu entdecken? Es läßt sich nicht annehmen, daß er gerade auf Herrn Koch verfallen wäre, der in Wollstein, einem Städtchen im Kreise Womitz der Provinz Posen, als Kreisphysikus saß und von seinen geringen Einnahmen noch so viel erübrigte, daß er sich wertvolle Mikroskope anschaffen konnte. Na, es ist nicht einmal möglich, daß Herr Koch überhaupt soweit gekommen wäre, Erparnisse zu machen, denn er dürfte ja nicht mehr verdienen, als sein ihm zugewiesenes Arbeitspensum gestattete.“

Nun folgt eine kurze Biographie des Dr. Koch und dann fährt das Blatt fort zu salbadern:

„Und nun wiederholen wir die Frage: Würde der sozialdemokratische Staat dem jungen Arzt die Freiheit der Bewegung, und die Möglichkeit der Ersparrnisse gegeben haben, ohne die er die ersten, bahnbrechenden Schritte auf seiner glänzenden Bahn nicht hätte thun können? Wie hätte er sich betätigen können im sozialdemokratischen Staate? Oder glaubt man, daß ein beliebiger Herr Müller oder Lehmann unter den Ärzten beordert werden kann: Dein Arbeitspensum ist es, binnen einer Woche ein Feilmittel zu entdecken oder Du bekommst nachher aus dem großen sozialdemokratischen Topfe eine Suppe?“

„Gerade so ein gewaltiges Ereignis, wie das, welches die Menschheit jetzt gegen das Ende dieses Jahrhunderts noch feiern kann, zeigt, wie dohl und thöner die ganze Lehre von dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat ist. In ihm würde die Schwindsucht ihre Dyer ruhig weiter fordern.“

Wir fürchten, unsere Leser zu beleidigen, wenn wir auf diesen grandiosen Blödsinn eingehend antworten würden. Ist es nicht, als wenn jemand, der nachts bei Laternenchein einmal einen Fund gemacht hat, behaupten würde, die Nacht wäre viel heller als der Tag und bei Tag hätte der Fund nicht gemacht werden können, jedenfalls aber wäre die Medizin längst gemacht worden! Laß dir sagen, du vernageltes Menschenkind, das solch hirnloses Zeug subelst: Im sozialdemokratischen Gemeinwesen wäre wahrscheinlich diese Entdeckung längst mit Siebenmeilenstiefeln fortgeschritten, während sie jetzt noch in den Bindeln liegt, und solche Erfindungen ständen nicht vereinzelt da wie heute. Im sozialdemokratischen Gemeinwesen steht jedem erfindertischen Kopf auf jedwede Gebiete Zeit und Gelegenheit genug zu gebot, seine Ideen zu erproben und auszuführen, während im kapitalistischen Klassenstaat tausende von Talenten und Genies im Kampf um's Dasein untergehen, oder doch weder Zeit noch Gelegenheit haben, sich zu entfalten und zu betätigen. Gerade der Fall Koch ist ein greifbarer Beleg hierfür; wäre nicht ein zufälliger Umstand eingetreten, der ihn in's Reichsgesundheitsamt brachte, so säße er vielleicht heute noch in Wollstein. Die Menschheit ist nicht so arm an genialen Menschen, wie es den Anschein hat; aber in den herrschenden sozialen Zuständen bleiben die Keime des Talents unentwickelt, verkümmern und erstarren. Der Klassenstaat mordet die Geister massenhaft und verpölpelt die Menschen, wie Figura zeigt.

Der in Rede stehende Unfuss ist nichts als ein alter Ladenaüter, eine Frage, die schon im vorigen Jahrzehnt — aber in angemessener Weise — von einem Arnold Lindwurm in einer 1878 erschienenen Schrift: „Das Eigentumsrecht und die Menschheitsidee im Staate“ aufgeworfen wurde. In einer Besprechung desselben schrieb damals die „Zukunft“ folgende treffende Worte, die noch jetzt volle Geltung haben: „Die Gegner der Sozialdemokratie haben zum großen Teil die Gewohnheit, sich aus den Andeutungen und Stichworten der sozialdemokratischen Literatur den aller schlechtesten sozialistischen Staat zu konstruieren, den sie sich ausmalen können. Mit Vorliebe schildern sie denselben als einen Jagdhäus- oder Holzjäger- oder, wie Bamberger, als eine große Schule. Nach diesen Zeichnungen darf man natürlich das Aussehen des Zukunftsstaates so wenig beurteilen, als etwa die Gesichter der Staatsmänner nach den Karikaturen der Witzblätter.“ Und in einem Artikel derselben Zeitschrift („Zukunft“): „Die geistige Arbeit im sozialistisch organisierten Staat“ heißt es mit Bezug auf die Lindwurm'sche Schrift: „Große Talente und wirkliche Genies haben sich auch unter den heutigen Verhältnissen schon häufig Bahn gebrochen und Anerkennung verschafft. Wie viele aber unentwickelt zu grunde gegangen sind, welche Schätze die Gesellschaft dadurch verloren hat, das ist garnicht abzusehen. Sobald jedem Kinde, jedem jungen Menschen Raum und Gelegenheit zur Ausbildung gegeben wird, kann und muß sich jedes Talent frühzeitig bemerkbar machen. Bei einer gleichmäßigen Verteilung der Genußgüter, nach Beseitigung der Klassenunterschiede und Vorurteile wird die wissenschaftliche oder künstlerische Leistung entscheiden, ob dieser oder jener junge Mann in dieser oder jener Wissenschaft und Kunst noch weiter unterrichtet werden soll; heutzutage entscheidet in dieser Hinsicht fast allein der Geldbeutel seiner Eltern. Durch den Kunstsin eines Fürsten wurde es dem Kammerlakai Rauch möglich, sich zu einem der ersten Künstler auszubilden; hätte er seinen Beschützer nicht gefunden, so wäre er sicherlich als Kammerdiener gestorben. Wenn aber ein derartiges Talent schon von früher Jugend auf Gelegenheiten hat, sich zu entfalten, wenn ihm die materielle Not nicht die Flügel brechen kann, wer wollte bezweifeln, daß es vor Verkümmern und Untergang gesichert werden würde? Der vernünftig sich entwickelnde und der Natur, den Anlagen und Bedürfnissen der Menschlichen Rechnung tragende Sozialismus wird der geistigen Freiheit, der Kunst und Wissenschaft

2) Der Zug der Zeit.

Erzählung aus der jüngsten Vergangenheit von
K. Schröder.

(Nachdruck verboten.)

„Traurig machen“, sagte Konsul Hartmann hinzu, als er sah, daß dem Mädchen die Augen voll Thränen standen, „wollte ich Dich nicht. Es ist ja heute Dein Geburtstag, der Dir vor allen anderen Tagen stets ein Tag der Freude sein möge.“

Emma lag bereits am Halse des alten Herrn, der selbst genug zu thun hatte, seine Kühlung zu besänftigen. „Laß mich, wie bisher, Dein Kind bleiben, Onkel Emil“, bat sie.

„Gewiß, Emma, Du sollst mich nie anders finden, als bisher. Ich stehe ja doch einmal“, fügte er, sich etwas gewalttham aufraffend, scherzend hinzu, „unter Deinem kleinen Pantoffel“, und so ein alter, alteinlebensder Herr, wie ich es bin, mag in seinen Gewohnheiten nicht gern gestört werden. Jetzt komm in den Garten und zeige mir Deine Blumen, Goldfische und Hühner, und dann gib mir bald etae Tasse Kaffee.“

Nachdem Emma die Papiere wieder in die Kassetten gethan und diese selbst in ein Schloß ihres Schreibtisches verschlossen hatte, gingen sie Arm in Arm in den Park.

Eine Stunde später verabschiedete sich der Konsul Hartmann von den Damen, und Emma Rotenburg nahm die Kassetten mit den Papieren und ging damit

hinauf in ihr Schlafzimmer, das an der Rückseite im ersten Stock lag.

Es ist ein nicht sehr tiefes, aber sehr breites Zimmer, das man durch zwei Portieren in drei Abteilungen geteilt hat. Rechts von der Thür erblickt man hinter dem zurückgeschlagenen Vorhang eine zierliche Badeeinrichtung. Die mittlere Abteilung dient als Schlafzimmer. Die ganze Einrichtung ist hell gehalten; die Möbel und die Thür sind weiß lackiert und mit einigen Goldverzierungen versehen; die Spreitede des Bettes und die Möbelbrügge sind hellblau, die Wände sind nicht tapeziert, sondern mit Delfarbe gestrichen, deren Ton wesentlich dunkler gehalten ist. Dem Bett gegenüber hängt ein Gemälde, eine allegorische Darstellung des Schlafes. Vor dem Bett liegt das Fell eines gewaltigen Eisbären. Da die Besitzerin sich in diesem Zimmer ziemlich viel aufzuhalten pflegt, hat auch ein Schreibtisch mit einem kleinen Bücherbort, sowie ein Lehnstuhl und eine Chaiselongue hier Platz gefunden. Links von diesem Schlafzimmer ist durch eine zweite verschiebbare Portiere ein Raum abgetrennt, der mit Turnapparaten reichlich ausgestattet ist. Die beiden Fenster des Zimmers, welche allen drei Abteilungen ausreichendes Licht geben, sind geöffnet, sodaß die erfrischende Abendluft hereinströmen kann. Von ihnen aus hat man einen vollen Ueberblick über den Park. Durch eine breite Baumliede sieht man über die Anlagen hinaus ins freie Feld, auf dem eine Rinderherde weidet. Die meisten Tiere haben sich bereits nieder-

gelegt; einige stehen wiederkäuend zur Seite, und nur einzelne sind noch beschäftigt, ihr Nachtmahl zu vollenden. Im Gessügelhofe ist auch bereits Stille eingetreten; die Hühner und Enten haben ihre Abendmahlzeit verzehrt und sind in ihren Ställen zur Ruhe gegangen. Die Fontaine im Teiche ist abgestellt. Nur in einer dem Fenster nachstehenden Rotbuche zantzen sich noch zwei Spagern; noch einen Augenblick, da flüchtet der eine der Streitenden in einen andern Baum und jetzt herrscht Ruhe ringsumher.

Emma Rotenburg hat die Kassetten auf ihren Schreibtisch gestellt und ist ans geöffnete Fenster getreten. Die kühlte Abendluft that ihr nach der ermattenden Hitze des Tages wohl. Sie läßt sich auf einen Stuhl am Fenster nieder; die sie umgebende Ruhe wirkt auf sie ein: ihr Blick verliert sich ins Weite. Ein etwas schwermütvoller Zug legt sich um ihren Mund und nach langem Sinnen entschlüpfet unbewußt ihren Lippen der Seufzer: „Einlam und allein!“

Sie erschrickt. Hat sie etwas gelaugt? Sie merkt, sie hat mit offenen Augen geträumt. Was? das weiß sie selbst nicht. Doch Emma Rotenburg ist keine Träumerin. Mit einem Ruck hat sie ihren Sitz verlassen. Sie will noch einen Spaziergang durch den Park machen, in dem der aufgehende Mond sein milbes Licht durch die Baumlieden wirft, und dann will sie mit Tante Bertha eine Tasse Thee trinken und darauf zeitig zur Ruhe gehen. Die Gemütsaufregung des Tages hat sie doch etwas angegriffen. (Fortf. folgt.)

keine Fesseln schlugen, im Gegenteil die Schranken niederbrechen, welche jetzt dem Flügelgeschlag jeder freien Seele den Raum verengen." Und speziell in bezug auf die Medizin sagt der Artikel: „Die Wissenschaft der Gesundheitspflege und der Erforschung der Krankheitsursachen befindet sich noch im ersten Stadium der Entwicklung. Je weiter dieselbe fortschreitet, um so klarer werden ihre segensreichen Folgen zu Tage treten und um so klarer und um so bereitwilliger wird die Gesellschaft die Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zur Verfügung stellen. So wird sich das Land mit wissenschaftlichen Versuchsstationen aller Art bedecken, in denen den qualifizierten Personen Gelegenheit zu Experimenten und Untersuchungen aller Art geboten ist. In derartigen Anstalten werden auch alle Vorschläge wirklicher oder vermeintlicher Erfinder praktisch geprüft werden können, ohne daß hierzu die Vergabe von Privatpatenten notwendig ist.“ (Echo.)

Politische Neberkath.

— Fiasco gemacht sollen die Sozialdemokraten im Schwarzwald mit ihrer Agitation durch alte gelehrte Nummern sozialdemokratischer Zeitungen haben. Die „Berl. N. N.“ wollen wissen, daß die hiederen Schwarzwaldbewohner die sozialdemokratischen Zeitungen auch nicht umsonst haben wollten, was das genannte Blatt lediglich daraus folgert, daß von den Sammelstellen im Schwarzwald aus um vorläufige Einstellung der Sendungen gebeten wurde. Diese vorläufige Einstellung erfolgte aber nicht, weil die Schwarzwaldler nichts davon wissen wollen, sondern sovieler Zeitungen an die Sammelstellen gelangt worden sind, daß die Verbreiter gar nicht wissen, wo sie damit hin sollen.

— Zur Verhastung des Redakteurs der „Münchener Post“ schreiben die „Kesseln Nachrichten“ u. a.: Ueber die moralische Verwerflichkeit dieses modernen Torturverfahrens ist nichts neues mehr zu sagen: kein ehrenhafter Redakteur, der sich seiner Pflichten bewußt ist, kann in derartig gelagerten Fällen das in ihn gesetzte Vertrauen täuschen und das Redaktionsgeheimnis brechen. Er wird die Strafe tragen, wenn seine Mitarbeiter Strafbares begangen haben, dafür hat er die Verantwortung. Daß der Zeugnispflicht auch diesmal, wie nahezu ausnahmslos bei Redakteuren, erfolglos bleiben wird, steht uns fest. Aber eine Wirkung hat das Vorgehen des Gerichtes: eine Zeitungsmittelung, die sehr bald vergessen worden wäre, wird jetzt erhärtet als amtliche Aeußerung, die notwendigerweise in sehr vielen Volksteilen tiefe Verstimmung erregen muß. Volksfreundlich ist es nicht, den Minderbemittelten den Genuß schillernder Lebensmittel anzuraten, und flug ist es nicht, solche Aeußerungen öffentlich noch befördern zu lassen.

— Zum Kapitel der Heiligkeit der Ehe giebt die „Münch. Post“ interessante Beiträge, indem sie schreibt: „Es wird immer schöner in München. So sind während der letzten 8—14 Tage nicht weniger als fünf Ehefrauen ihren Eheherren mit ihren Geliebten durchgebrannt. Das kommt davon, daß die Frauen in Bürgersfamilien jetzt größtenteils garnichts mehr arbeiten, wodurch ihre Gedanken auf allerlei unnütze Dinge gerichtet werden. Ein hiesiger knorriger Rentner, dessen Frau sich mit einem jungen Krebsbesessenen, der demnach als Justiziar in ein großes hiesiges Banthaus eintritt, eingelassen hatte, schoß sich, wie schon bekannt, mit dem Herrn Rechtskandidaten, traf aber nur dessen majestätische Hofkugel. Der Beleidiger und Geforderte traf garnichts. Nichtsdestoweniger wird das Duell ein Nachspiel vor dem Strafrichter haben. Außerdem ist von jeiten des betrogenen Ehegatten bereits Scheidungsklage gestellt. Ebenfalls eine Ehescheidungsklage, die von der Gattin eines infolge seiner hervorragenden maschinen-technischen Leistungen vielgenannten Künstlers gegen ihren Ehemann, der mit der Ehegattin eines bekannten Hoflieferanten ein Verhältnis gehabt haben soll, stand am Freitag vor der 1. Zivilkammer des Landgerichts auf der Tagesordnung, dieselbe wurde aber auf den 12. Januar 1891 vertagt.“

— Den Antisemiten, dieser zweifelhaften Sorte von „Volkfreunden“, liebt der „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker“ den Text recht hübsch in folgendem Artikel: „Der entlassene Dopfprediger Stöcker hielt in Eilenburg in einer geschlossenen Gesellschaft von Geistlichen eine lange Rede, in der auch wunderliche unterließ, was mit der Wahrheit — einer Tugend, auf die der Redner, wie man nicht bekannt, sonst ungebauer große Stücke hält — auf gespanntem Fuße steht. Hierzu rechnen wir folgende Epistel: „Es giebt in Berlin Zustände, daß Maurer 6 W. täglich verdienen, man sagt aber, sie müssen 2—3 Monate im Jahre feiern, die Buchdrucker verdienen 6—7 W. und haben das ganze Jahr zu thun. Steht ein Arbeiter so, dann hat er unredt, wenn er über seine schlechte Lage klagt.“ Die Berliner Kollegen werden sich jedenfalls beileben, Herrn Stöcker ihre letzte Staffit zur gefl. Kenntnisnahme zu übermitteln, damit er nächsten Tag über Sachen redet, die ihm eine terra incognita (ein unbekanntes Land) sind. Nach jener Staffit schwankt die Zahl der Berliner Arbeitslosen zwischen

500 und 600. Von den dort aufgeführten Gehilfen verdienen etwa 1000 bis zu 25 W., 400 bis zu 30 W., 200 bis zu 36 W. und 100 (mottowitter die Faktoren) mehr als 36 W., d. h. bei letzteren Kategorien kommen mit Sonntags- und Ueberarbeit statt sechs Arbeitstagen in der Woche deren acht heraus, Herr Stöcker! Und am liebsten soll der Mensch doch schon ruhen! Bezeichnend ist die Verwirrung, die der Redner in seinem Prinzip, der Berliner „Judenpresse“ nur das miserabelste zu verifizieren, dadurch angerichtet hat, daß er sie nun plötzlich als das Eldorado der Arbeiter preist; richtig ist es ja, daß sie für die Buchdrucker immer noch besser war, als die Stöcker'sche Presse. Beispielsweise wanderte ein Stöckerblott jahrelang in den obersten Buden Berlins herum und seine Segner nahmen fast täglich wegen der erbärmlichen Verhältnisse Reißaus. Andere bedeutendere Zeitungen dieser Partei haben ihre langjährigen Arbeiter auf die Straße geworfen, teils um den Zarif zu machen zu können, teils um in derselben Absicht billige Nichtvereinsmitglieder unter einer Art Schwigshelm einzuführen und für die Aktionäre die Prozentchen herauszuschlagen. Wenn Herr Stöcker endlich meint, der mit 6—7 W. entlohnte Arbeiter habe kein Recht, über seine schlechte Lage zu klagen, so wird er bei diesen solch Klage über ihre eigene Lage auch selten hören, als „Diener am Worte“ darf er es ihnen aber nicht verargen, wenn sie ein Herz für ihre ungünstiger gestellten Mitbürger haben und zur Aufbesserung derselben ihre Kräfte leihen.“ Eine treffendere Abfertigung ist den antisemitischen Aufschneidern seit langem nicht zu teil geworden.

— Ueber Streiks äußert sich der Leiter des New-Yorker arbeitsstatistischen Büreaus, Kommissar Charles S. Peck, im letzten Jahresberichte dieser Anstalt sehr zurecht folgendermaßen: „Der Streik ist eine Thatsache und muß als eine Thatsache behandelt werden; er ist ein hartes, aber nütliches Heilmittel für gewisse Krankheiten und Störungen des großen Arbeitsorganismus, das so lange angewendet werden wird, bis eine bessere Behandlungsweise vorgeschlagen werden kann. Die freie Arbeit beansprucht einen angemessenen Anteil an den Bequemlichkeiten und Gütern, deren Haupterzeuger sie ist und will nicht dulden, daß ihm sein Recht durch interessierte Theorien verkürzt werde, wie die, daß es unpolitisch sei, dem Kapital Schwierigkeiten zu bereiten, oder daß es das Recht des Unternehmers sei, auf dem wohlthätigen Markte zu kaufen. Der Streik ist ein Kriegsmaßregel und hat oft da ein Resultat erzielt, wo der Appell an die Gerechtigkeit und das Anstandsgefühl vollständig erfolglos war. . . . Früher pflegte man dem Arbeiter einzulärmen, daß es seine Pflicht sei, mit der Stellung, in der er geboren, zufrieden zu sein. . . . Heute, wenn eine Regierung oder eine Geschäftsfirma eine Ungerechtigkeits begeht und nicht Wandel schafft, fragen wir: „Was sollen wir dagegen thun?“ Natürlich wissen wir, daß eine Pflicht besteht, dem Geleze zu gehorchen. Aber giebt es keine Grenze für diese Pflicht? Sich einem Uebel, das nicht beseitigt werden kann, zu unterwerfen, ist ein Ergebnis der Klugheit oder Entsagung, nicht der Billigkeit oder Moralität. Alle Bewegungen, die auf die Beilegung einer Unbill gerichtet waren, trugen den Charakter des Kampfes an sich, innerhalb oder außerhalb der Schranken des Gesetzes, gemäß der Natur des Streits und der Beziehungen der Parteien. Die, welche sich allen Ungerechtigkeiten des Gelezes halber unterwerfen, sollen den Gipfel menschlicher Vollkommenheit erklimmen haben; aber es giebt eine engengesetzte Anschauung, dahin gehend, daß das Erdulden von Ungerechtigkeiten bloß das Böse, dem wir stets Widerstand leisten müssen, ermtigt. Wie Krieg das letzte Argument der Könige oder eines unterjochten Volkes, so ist der Streik die ultima ratio (das letzte Beweismittel) der Arbeiter. Es mag nicht immer logisch oder icharismatisch sein, aber als kräftiger Ausdruck der Verjahung ist es in hervorragendem Maße natürlich. Die Welt geht vorwärts. Die Arbeiter, deren Geschicklichkeit und Fleiß so ungeheuer viel zu Gemeinwohl beitragen, halten sich für berechtigt, einen mehr der Billigkeit entsprechenden Anteil des augenblicklichen Ertrages ihrer Arbeit zu beanspruchen. Ein oder zwei Mark mehr für den Tag ist nicht viel für den Unternehmer, der das auf die Kundschäft oder die Gesellschaft im großen und ganzen abwägen kann, aber es ist von Wert für den Lohnarbeiter, während die Herabsetzung der Arbeitszeit für die beschäftigten Arbeiter Erleichterung, für die Arbeitslosen Arbeitsgelegenheit bedeutet. Man muß daran festhalten, daß in der Geschichte der Arbeit eine freiwillige Lohnserhöhung seitens der Unternehmer ein masse ein Ereignis von solcher Seltenheit ist, daß man zweifeln muß, ob es je sich zugetragen hat. . . . Ein Streik ist des Arbeiters in die That umgekehrter Protest gegen eine Unbill, oder das letzte Hilfsmittel, um eine Verbesserung der Lage herbeizuführen.“ Wir haben diesen Ausführungen Peck's nichts hinzuzufügen, höchstens den frommen Wunsch, daß solchen Männern in Deutschland die amtliche Sozialpolitik anvertraut werde. Aber ist

nicht Mr. Peck Vorstand des arbeitsstatistischen Büreaus im Staate New-York? Und hat Deutschland, das die „Sozialreform von Oben“ in Erbschaft hat, das mächtige, das geeinte, das unüberwindliche Deutschland, sich eine Anstalt? Nein, berartige Institute überlassen wir wilden Völkern, dem Reiche der Yankee, den Engländern, der Schweiz. Für solche Dinge haben wir nicht heidenmäßig viel Geld. Ja, wenn es sich um Soldaten oder um Helgoländer Gouverneurs-Gehälter handelte!

— Wie verlautet hat der Kaiser über den Hamburger Jagdrennereistreit Bericht eingehend, zu welchem Befehle der Vorsitzende des Tabakfabrikantenvereins nach Berlin gereist sein soll. Wir sind begierig, was der Herr Fabrikant über die Arbeiter berichtet hat.

— Großbritannien. Die irischen Nationalisten haben sich gespalten. Die Mehrheit derselben ernannte zum Parteivorstandenden Mac Korthy und beschloß sodann, einen Ausschuss von acht Mitgliedern zu wählen, welche den Präsidenten zu unterstützen haben. Die Minorität beharrt bei Parnell, welcher den Mehrheitsbeschluss nicht anerkennt und seine Wähler anzurufen beabsichtigt.

— Italien. Genosse Costa, der zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilte Abgeordnete, ist von der Regierung amnestiert worden. Costa, der sich in die Schweiz geflüchtet hatte, und der bei den Wahlen in drei Wahlkreisen gewählt wurde, ist in seine Heimat zurückgekehrt. In Imola, dem Wahlkreis, dessen Mandat er angenommen hat, ist er von seinen Genossen mit festlichem Jubel empfangen worden, wie eine Despeche uns meldet.

— Rußland. Die russische Regierung hat ein protektives Mittel gegen die Auswanderung entdeckt. Neu ist's nicht, im Gegenteil sehr alt — das alte Allheilmittel des Despotismus: Gewalt. Die Krutennüßchen werden an der hermetisch verschlossenen Grenze von Gendarmen und Kosaken aufgegriffen und wieder nach Hause geschickt. Werden sie ein zweites Mal erwischt, dann heißt's: „March nach Sibirien!“ Das ist einfach und deutlich. Der Bienen muß — zu frieden sein. — Wie lange das Mittel aber vorhält?

Lokales.

Do. 9. Dezember.

— Stadterverordneten-Versammlung. Montag, 8 Dez. Der Vorsitzende macht der Versammlung Mitteilung von einer Eingabe der Abszenten des Möglicher Weges, welche um Annullierung un: Pfahlerung desselben bittet. Eine weitere Mitteilung betrifft das seitens der Frau Koenenbesitzerin Zuge erfolgte Verkaufs-Angebot des Koenengrundstücks an die Stadt. Der erste Gegenstand wird für eine spätere Sitzung zurückgestellt. Der letztere dagegen als durch den bereits in Aussicht genommenen Neubau einer Kaserne erledigt betrachtet. Vor Eintritt in die Tagesordnung erhält Herr Bürgermeister Schmidt das Wort zu Mitteilungen über die am 1. Dezbr. er. stattgehabte Volkszählung, deren Resultate gegen diejenigen der 1885 stattgefundenen, wie erwartet wurde, bedeutend höhere sind. An Wohngebäuden waren 1885 3668 vorhanden, 1890 dagegen 4678, also eine Vermehrung von 1210. Hausaltungen waren 1885 1783 verzeichnet, 1890 2224, mithin ein Mehr von 1441. Die Einwohnerzahl zählte 1885 8199 Personen, 1890 101.177, folglich eine Zunahme von 19328 Personen und überwiegt die weibliche Bevölkerung die männliche. — Nach diesen Ausführungen erhielt Herr Stadtrat v. Hölly das Wort, um sich über die bekannte Streitangelegenheit zwischen ihm und der „Saale-Zeitung“ zu äußern. Derselbe nannte die in der Veröffentlichung der die Vermehrung der hiesigen Polizeiorgane begründenden Altersliste gefundene Inobstruktion eine Unbilligkeit und einen Vertrauensbruch seitens des Redakteurs der „Saale-Zeitung“, obson demselben die betreffenden Akten von dem Ober-Inspektor Herrn Wegmann persönlich zur Verfügung gestellt waren, um freien Gebrauch davon für betreffende Zeitung zu machen. Er meinte, daß wenn genannter Beamte die Schriftstücke dem Redakteur zur Benutzung für eine wohlwollende Abhandlung übergeben hätte, von jenem vorausgesetzt worden sei, daß dieser wissen müsse, daß sein Veamter besagt sei. Aktenstücke einer Behörde zu veröffentlichen durch Zeitung an Dritte zu geben, wenn nicht aus gegeben werden könnte, daß ein Beamter eventuell seine eigenen Begründungen oder sonstige ergänzende Ausführungen einer Veröffentlichung vorgehen dürfte. Redner nahm nach einer scharfen Kritik des Verfahrens des Redakteurs der „Saale-Zeitung“ Abstand davon, ein ihm zugegangenes Schreiben des Verlegers der „Saale-Zig.“, des Herrn Hengel, zu verlesen, in welchem dieser in handlung seines Redakteurs in einer für diesen wenig schmeichelhaften Weise mißbilligte. — Nachdem die Versammlung von diesen Mitteilungen Kenntnis genommen, trat dieselbe in die Tagesordnung ein, deren erster Gegenstand der Rudolfsklinik- und Köhnenplan für eine neue Straße durch das Hartig'sche Grundstück an den Pulverweiden bildet. Die Paulsenkommission empfiehlt die Genehmigung und die Versammlung beschloß demgemäß. Bei dem zweiten Gegenstand der Tages-Ordnung: Anstellung eines Gerichts-offiziers, begründet Prof. Köning diesen Antrag des Magistrats damit, daß schon durch die gegenwärtige Vermehrung der Gemeinheitsangelegenheiten eine Hilfskraft für den Stadtmagistrat erforderlich würde, dieses Erfordernis aber durch eine künftige, baldig zu erwartende Einrichtung eines Gewerbe-Gerichtes hier noch verstärkt werden würde. Er setzte die Anstellung dieses Hilfsbeamten als eine provisorische voraus und empfiehlt zur Genehmigung der Versammlung die Anstellung bis zum April 1892, mit 3monatiger Kündigung, bei einem Monatsgehalt von 200 W. Die Versammlung stimmte diesen Vorschlägen zu. Der dritte Punkt der Tages-Ordnung: Entlastung der Rechnungen über den Pfahlerlein-Fond pro 1888 wurde vom Vorsitzenden auf später vertagt. Der Punkt 4: Verfassung der Schritte des Wahlweges mit Bäumen, nahm einen großen Teil Zeit in Anspruch. Zu dieser Sache war eine Petition seitens der Anwohner des Wahlweges eingegangen, über welche Prof. Köning berichtete. Derselbe hatte in einer ziemlich scharfen Weise den Wandlungsbesitz gerügt, mit welchem dort

